



Thomas Hirsch-Hüffell

Die Zukunft des Gottesdienstes beginnt jetzt

Ein Handbuch für die Praxis

V&R



Thomas Hirsch-Hüffel

Die Zukunft des Gottesdienstes beginnt jetzt

Ein Handbuch für die Praxis

Mit 13 Abbildungen

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2021, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Coverabbildung: © Thomas Hirsch-Hüffel
Abbildungen im Innenteil: © Thomas Hirsch-Hüffel

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-62017-6

Inhalt

| | |
|---|----|
| Über den eigenen Schatten springen – ein Grußwort | 9 |
| Gottesdienst geht über in die Hände vieler | 11 |

Teil A Gottesdienst allgemein

| | |
|---|------------|
| 1 Notizen zum Stand der Dinge | 16 |
| 1.1 Ist Gottesdienst notwendig? Und warum gibt es überhaupt Kult? Ansichten zur Frage des Notwendigen | 16 |
| 1.2 Gottesdienst, Lage und Zukunft – Neuzeit-Spiritualität trifft Tradition | 19 |
| 1.3 Sonntagsgottesdienst im Feld spiritueller Praxis – Einordnung eines Urgesteins in die neu entstehende Landschaft der Gottesdienste | 32 |
| 1.4 Gottesdienst und Leitung – Wer leitet Gottesdienst und mit welcher Haltung? | 39 |
| 1.5 Die kleine Form – Wie Gottesdienst mit wenigen gestalten? | 45 |
| 2 Gibt es einen Gottesdienst »für alle«? | 53 |
| 2.1 Was ist mit der Sehnsucht von Kirchlichen anzufangen, »alle« Generationen und Gruppen im Gottesdienst zu finden? | 53 |
| 2.2 Generationengottesdienst – Fantasie für einen Gottesdienst mit allen | 56 |
| 3 Gottesdienst im Raum | 63 |
| 3.1 Der Mensch als liturgischer Körper – zur Einübung der geistlichen Präsenz | 63 |
| 3.2 Spiritualität des Raums – phänomenologische Ergründungen | 65 |
| 3.3 Der Umbau eines Kirchraums und die Selbstvergessenheit der Gemeinde – übliche Fehler und blinde Flecken beim Renovieren von Kirchen | 92 |
| 3.4 Kirche aus dem Häuschen – Gottesdienst draußen und seine Regeln | 98 |
| 4 Gottesdienst und der ganze Mensch | 105 |
| 4.1 Körper im Gottesdienst – Umgang mit einem halb vergessenen Instrument | 105 |
| 4.2 Erinnerung speist sich aus sinnlicher Wahrnehmung – Wertschätzung nonverbaler Vorgänge im Gottesdienst | 118 |
| 4.3 Spiritualität und Bewegung – jede Bewegung verändert Denken und Glauben | 120 |
| 4.4 Zur Logik und Konsequenz bei der Findung und Ausführung von Riten – bezogen auf die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen | 122 |

Teil B Gottesdienst im Detail

| | |
|---|-----|
| 1 Liturgie verstehen | 131 |
| 1.1 Kraftschreie – der Unterschied von Information und Proklamation | 131 |
| 1.2 Hinweise auf liturgische Kleinigkeiten – abgegriffene und missverständliche Formeln | 133 |
| 1.3 »Sagen Sie jetzt nichts« – zum Umgang mit Stille im Gottesdienst | 146 |
| 2 Eingang – ein handlungsorientierter Durchgang durch die Eingangsliturgie des lutherischen Gottesdienstes | 152 |
| 2.1 Das Vorbereitungsgebet – vor Gott halten, wie ich da bin | 152 |
| 2.2 Psalmen, Wut und Beten – zur Auswahl und Zelebration von Psalmen im Gottesdienst | 157 |
| 3 Wort | 163 |
| 3.1 Lesen im Gottesdienst | 163 |
| 3.2 Tipps für präsenten Predigen | 170 |
| 3.3 Die Welt ist lesbar wie die Bibel – für eine Wandlung des christlichen Verkündigungsbegriffs | 181 |
| 4 Abendmahl | 193 |
| 4.1 Abendmahl und Gemeinde – eine Standortbestimmung | 193 |
| 4.2 Liturgie im Abendmahl und in menschlicher Logik – eine Analogie von liturgischem und weltlichem Ablauf bei Begegnung | 197 |
| 4.3 »Magie« im Abendmahl – was bedeuten »hoc est corpus« und Hokuspokus? | 200 |
| 4.4 Spendeworte – eine Sammlung von kurzen Sätzen, die die Austeilung des Mahls begleiten | 202 |
| 4.5 Formen der Austeilung | 204 |
| 4.6 Saft und Wein beim Abendmahl – Hinweise zur Befriedung eines sinnlosen Streits | 210 |
| 5 Gebet | 215 |
| 5.1 Gebetssprache im Gottesdienst – eine Kritik agendarischer und gängiger Gebetsformeln | 215 |
| 5.2 Fürbitte im Gottesdienst mit Stille – eine Spezialform, die die Gemeinde aktiviert | 220 |
| 6 Ausgang | 222 |
| 7 Gottesdienst mit Menschen im Fokus | 228 |
| 7.1 Mystagogik statt Verkündigung | 228 |
| 7.2 Lebensexpert*innen-Gottesdienst: Collage als offenes Predigtkunst- werk – ein Modell mit Gästen und ihrer Weisheit in der Kirche | 230 |

Teil C Kasualgottesdienst

| | |
|---|-----|
| 1 Kasualien im säkularen Feld – unkirchliche Menschen und kirchliche Rede | 238 |
| 2 Beichte | 245 |
| 2.1 Einzelbeichte als Versöhnung – ein Ablaufplan mit Hinweisen zur Ausführung | 245 |
| 2.2 Eine aktuelle Möglichkeit der Selbstbefragung | 250 |
| 2.3 Chancen der Idee der Beichte | 252 |
| 3 Bestattung | 254 |
| 3.1 Bestattung mit Fantasie – Fiktion einer schönen Bestattung | 254 |
| 3.2 Lebenspredigt bei Bestattungen und anderen Kasualien: echte Predigt wagen – eine Themensammlung | 256 |

Teil D Arbeit an der Zukunft des Gottesdienstes

| | |
|--|-----|
| 1 Einsichten und Fragen aus der Arbeit am Gottesdienst – Welche Themen werden für Gemeinden und Leitende künftig in puncto Gottesdienst wichtig sein? | 268 |
| 2 Gottesdienst der Pastores in einer Region – ein subversives Modell, das vitale Formen für die Zukunft und mehr Zufriedenheit in der pastoralen Zunft erwirtschaftet | 274 |
| 3 Plan für die Belebung von Gottesdienst in der Gemeinde – Strategie zur Frage »Wie kommen mehr Leute in die Kirche?« | 280 |
| 4 Kinder im Gottesdienst – Umgang mit einer Menschengruppe ohne Lobby in der Kirche | 283 |
| 5 Bauprinzipien für einen Gottesdienst mit intensivem Singen – Logik für Kult mit entschiedenem ausgeprägtem Akzent | 289 |

Teil E Arbeit an der Zukunft des Gottesdienstes

| | |
|---|-----|
| Link zum Download-Material | 291 |
| Inhalt des Download-Materials | 292 |
| Biografisches | 295 |
| Literatur und weiterführende Hinweise | 299 |



Über den eigenen Schatten springen – ein Grußwort

»Es grüßen Euch die Heiligen«, so fing alles an. Menschen, die einander segnen, weil sie aus Gott sind und zu ihm aufbrechen wollen. Der Gruß, höflich-distanziert, freigebend, förmlich, innig, engagiert, verheißungsvoll, eine Zwiesprache eröffnend, eine Atmosphäre schaffend, abschiedlich. Das elementarste Ritual der Vermittlung und Ordnung von Leben, dem Segen verwandt, dem *benedicere*, dem Rhythmus von Zuspruch, Preisung, Guttheißung, Willkommen. Damit fängt alles, jede Begegnung an, damit schließt sie und öffnet einen Weg, bringt etwas in Gang, so werden Gegensätze vermittelt. Wenn es gut geht. Im Gruß kommen die Kunst der Übersetzung zwischen Welten (Hermeneutik), Leib und Seele, Therapie und Weisheit, Liturgieritual und Lebensstil (Gestus) zusammen. Darum geht in diesem Buch.

Und das für heute. Immer musste Christentum über seinen eigenen Schatten und viele Mauern springen, vom Jüdischen ins Griechisch-Heidnische, von der verfolgten zur staatsnahen Kirche, von der feudalen zur bürgerlichen Kirche um 1800. Heute ist diese Phase an ein Ende gekommen. Der vielschichtig demokratisch empfindende Mensch »tickt« anders, und auch er gerät seit einiger Zeit in eine Bestimmungskrise, steht vor einem Ein- und Umbruch. Welche Art von Religion könnte welchem Leben rahmend beistehen, wie sollen sie einander darstellen und kleine Formen der Praxis finden? Auch darum geht es in diesem Buch.

Deshalb ist es nicht ein Buch über etwas, nicht Traktat oder Abhandlung, sondern ein bewegt-bewegendes Textgewebe, eine Begehung von Möglichkeiten. Es werden Spielräume eröffnet für das Zwischen von Leib und Seele, Einsamkeit und Gemeinschaft, Gebet und Leben – auf den Gottesdienst hin und neu von ihm her – zugunsten der Lebbarkeit des Lebens.

Es ist ein Fahrten- und Logbuch, in dem viele Erfahrungen sich verdichten und zu weiteren Erkundungen anstiften. Ein Exerzitium, Einübung ins geistliche Vollziehen und in die Praxis der Rituale. Ein Werkzeugkasten, dem jeder etwas entnehmen kann. Ein Handbuch, freilich nicht im Sinne unantastbarer

Information, sondern zu Händen eines jeden, der lernen will, sich unbefangen und stilgenau, traditionsbewusst und wagemutig zu bewegen.

Man lernt hier unendlich viel Kleines und Atmendes über die Grundgesetze des Lebens, der Begehung, des Ritus, der kirchlichen Gemeinschaft – und über den Gott, in dem dies alles zu Hause wäre, wenn wir es denn wahrnehmen und zuließen.

Von daher der gelöste, beiläufige Tonfall. Wenn eines den Kirchen fehlt, ist es die richtige Sprache und Klangfarbe, der gemäße Gestus. Beiläufig ist nicht beliebig, vielmehr werden die Elemente stimmig und genau komponiert, aber so, dass jeder sich auf seine Weise orientieren kann. Es wäre eine kleine Etüde kommunikativer Freiheit.

Thomas Hirsch-Hüffell und ich kennen uns seit Jahrzehnten. Wir haben das amtlich-berufliche Leben bestanden; vielleicht sind wir nun zu alt, um noch über Mauern zu springen, zugleich zu beweglich, um resignieren zu dürfen. Aus dieser Schwebelage entsteht ein Raum, der Freiheit und Ermutigung für andere ermöglicht, ab und zu Segen sein und diesen neu empfangen zu können – das sei mein Grußwunsch an/für dieses Buch und seinen Autor.

Elmar Salmann OSB, Abtei Gerleve

Gottesdienst geht über in die Hände vieler

Gottesdienst wird es immer geben. Dass er momentan in seiner Standardform schlingert, sagt, dass wir über kirchliche Formen und Uni-Formen nachdenken müssen. Aber die Krise stellt die Freude der Menschen am Ritualen nicht infrage.

Religiöse Rituale sind komplexe Gebilde wie alle Feiern – und wie das Leben selbst. Sie führen auf, was das Leben zu bieten hat: den Reigen um Geburt und Tod, die Stationen auf dem Weg dazwischen. Sie geben dem Seelenchaos anlässlich eines Todes Fassung. Sie stellen das Glück von Eltern in einen kosmischen Rahmen, sie schleifen in zarter Penetranz Sonntag für Sonntag alte Weisheiten in die Biografien der Leute ein. Sie können sich auch außer Haus gebärden und dem Überfall auf eine Schule und der Fassungslosigkeit danach Halt und Raum geben. Sie antworten nicht, aber sie schaffen Platz für Eingebungen. Sie helfen sortieren am dritten Ort jenseits der eigenen Irritation und der anderer.

Dies alles gilt überkirchlich. Selbst wenn die Vermittlungen der großen Konfessionen weniger gefragt sein werden, gilt: Rituale geben Fassung und sind deshalb ersehnt – und das umso mehr, je unübersichtlicher und selbstbestimmter die Lebensbezüge werden.

Die evangelische Kirche hat seit den 1980er-Jahren in den Bereichen Symbol und Ritual nachgelernt. Sie hat gemerkt, dass Hartholzbänke und Wortkaskaden allein den Menschen nicht mehr froh machen. Atmosphären, Klänge, Räume und gute Bewegungen darin sind mindestens so wichtig wie eine gute Predigt. Die katholische Kirche hat in der gleichen Zeit im Bereich Wort nachgezogen.

Die Protestant*innen haben den Gottesdienst für Ehrenamtliche freigegeben, manchmal aus Not, weil der Klerus unbezahlbar oder rar war. Oder aus Freude an der Vielstimmigkeit. Deswegen brauchte es Unterricht im Fach Gottesdienst. Dabei merkten oft auch die Profis, was sie alles nicht gelernt hatten in ihrer Ausbildung.

In beiden Kirchen entstand mehr systematische Gottesdienstdidaktik. Bei den deutschen Evangelischen ausgiebiger, denn sie hatten keine bis ins Detail verordnete Messform – wie z. B. dänische Lutheraner*innen oder Katholik*innen.

Gottesdienstberatungsstellen entstanden in fast allen Landeskirchen. Wer am Kult arbeitet, merkt bald im Detail, wie er*sie religiös tickt. Was man »außen« übt, das bildet sich wie nebenbei auch »innen« weiter. Das wirkt dann zurück auf die Haltung usw.

Viele lernten »Präsenz« in der kultischen Leitung zusammen mit Schauspieler*innen, mit Thomas Kabel u. a. Das stärkte das Bewusstsein für die feinen Nuancen der Gestaltung, die jede Person in die objektiven Formen eintragen kann.

Dazu kamen andere Gottesdienstformen, Bibliologe, Predigt-Slams, Jugendkultur, Gottesdienst draußen usw. Die wollten auch verstanden und geistlich inszeniert werden.

Und seit einiger Zeit kommt zur Arbeit am Gottesdienst die Arbeit am kirchlichen System der »Versorgung«. Wenn kaum jemand in die Kirche kommt, muss man neu erwägen, was noch gelten soll. Regionen, Personal und Ressourcen müssen sich entscheiden: Sterbebegleitung oder Geburtshilfe in Sachen Gottesdienst? Beides zugleich geht oft nicht. Wie kann Kirche diese Lebenslagen je nach Region klug organisieren?

Ich habe 1997 mit dieser Arbeit am Gottesdienst als übergemeindlicher Pastor in der Kirche nördlich der Elbe begonnen. Anfangs sagten mir Leitende: »Wir haben doch eine Agende, die wendet man an und das reicht.« Das bezeichnete die Haltung entlarvend präzise. Genauso wirkte Gottesdienst oft – wie ein Verwaltungsakt. Dieselben Leitenden sagten mir aber auch: »Wir verstehen nicht recht, was Sie da ändern wollen. Aber machen Sie mal – nach fünf Jahren schauen wir.« Ich finde das großzügig und bin dankbar dafür. Daraus wurde eins der ersten Gottesdienstinstitute in Deutschland. Es war eine Investition ins Risikokapital. Eine Entscheidungsweise, die inzwischen immer wichtiger wird: ausprobieren, mit dem Erfolg leben und mit dem Scheitern. Denn niemand kann mehr generell sagen, wo es kirchlich langgeht. In solchen Zeiten sind Versuch und Irrtum lebenswichtig. Die großkirchliche Dürre beginnt gerade erst. Aber die Lust an neuen und passenden Formen auch. Der Umbau wird sich über Generationen erstrecken.

Aus der Zeit 1997 bis 2018 stammen die Inhalte der Kapitel und Übungen, die hier vorliegen. Sie alle sind in der praktischen Arbeit mit Kirchenrät*innen, Ehrenamtlichen, Pastores, Prädikant*innen, Lektor*innen, Kantores, Bischöf*innen und Gemeinden aller Art entstanden.

Es galt: *Erst* gemeinsam etwas mit Gottesdienst *erleben* und *dann* darüber *reden*. Aus Erlebnis und Reflexion entsteht nachhaltige Erfahrung. Das drehte das ortsübliche Verfahren auf den Kopf. Aber man *spricht* vor einem Fest-

essen nicht nur über die Zutaten und Garungsprozesse, sondern man *probiert* kochend *aus*, wie es schmeckt. Dann weiß man mehr. Klar braucht es eine Idee, ein vorläufiges Konzept. Aber man konferiert auch nicht über Tanzschritte und Chorsätze – man übt sie. So entsteht in einer Gruppe ein lebendiges Verständnis von Liturgie.

Das war neu für evangelische Christ*innen, besonders für Pfarrkonvente. An die Stelle der Grabenkämpfe um »liturgische Gesetze« traten entspannte und spannende Übungsweisen im Plenum. Profis und Ehrenamtliche merkten, dass es für eine Frage mehrere Lösungen gibt. Dass Kolleg*innen einander herzlich helfen können. Dass man wider Erwarten doch *gemeinsam* an etwas bauen kann, das alle lieben. Das veränderte die Gesprächskultur in Gruppen, die für Gottesdienst verantwortlich waren.

Und das auf einem Feld, das extrem vermint ist. Denn kultische Formen bilden tief liegende Überzeugungen ab. Sie werden bisweilen an der eigenen Schmerzgrenze verteidigt. Und das oft umso kräftiger, je dunstiger ihr Ursprung ist. Man weiß objektiv wenig über Wirkung und Herkunft eines Liedes, einer Geste, einer Versikel, aber besteht darauf wie auf heimischem Grießbrei. Das ist menschlich einsichtig und sozial provinziell.

»Provinz« in der Doppelwertigkeit des Begriffs: Er meint Dialekt, Lebensraum, der Fassung gibt, Wärme auch. Gleichzeitig kann er erweitertes Leben abschnüren. Beides ist zu sichten und zu würdigen. Das gelingt erst im gemeinsamen Ausprobieren und nicht allein in einer Debatte »über« liturgische Bewegungen.

Ich erinnere daran so penetrant, weil ich die Scheu vieler kirchlicher Leute kenne, den »Ernstfall« Gottesdienst zu üben, zu schleifen und dabei ihr Inneres zu pflegen und aufzuführen. Ich respektiere, dass sie sich aus der konkreten Übung herausreden wollen mit allerlei Ansichten. Man würde ihr Herz sehen. Aber ich gebe dem nicht nach. Erst das gemeinsame Erleben plus Reflexion dessen, was geschah, macht wirksam klug. Alle, die weiter gern Gottesdienst feiern, werden viel mehr erproben müssen, wenn sie kultisch leben wollen.

Und wer eine Form gefunden hat, setzt sie *auf Zeit* ein für alle. Danach wird deren Resonanz mitentscheiden, was davon bleibt oder wiederum neu entsteht. Ein Paradigmenwechsel von der »Verordnung durch Tradition und Klerus« hin zur »Tradition und Wirkung von Formen bei den Leuten«. Erst mit dem Gottesdienstbuch der lutherischen und unierten Kirchen entstand überhaupt die Möglichkeit, an der Liturgie kreativ zu arbeiten. Vorher galt eine kirchenrechtlich verbindliche Ordnung.

Die Logik der Tradition muss auf diesem Weg nicht verraten werden. Die allermeisten neuen Gottesdienstformen enthalten als Skelett die alte Messform –

selbst wenn sie sich anfangs entschieden dagegen verwahrt haben. Manche Formen sind universell gültig und drängen von selbst immer wieder nach vorn. Darauf kann man sich verlassen.

Was erwartet Sie?

Sie finden zuerst allgemeine und spezielle Betrachtungen zum Gottesdienst, auch zu seiner Lage in diesen Zeiten.

Im zweiten großen Abschnitt folgen Hinweise auf Details im normalen agendarischen Gottesdienst.

Der Kasualgottesdienst hat eine große Zukunft, wenn man sich auskennt mit normal-unkirchlicher Klientel. Da ist noch viel zu lernen, denn Profis sind hauptsächlich als Schriftgelehrte ausgebildet, die Eingeschworene in ihrem Glauben bestätigen. Aber wie liturgisch handeln und sprechen zu Leuten, die Weihnachten für eine amerikanische Erfindung halten?

Der letzte Teil widmet sich der Arbeit an der Zukunft des Gottesdienstes.

Ich danke den Tausenden von geistlich interessierten Menschen, die mit mir geteilt und geformt haben, was wir gemeinsam lieben. Zusammen schauen wir in ein Land der neuen Art, damit die Enkel*innen es betreten können.

Teil A

Gottesdienst allgemein

1 Notizen zum Stand der Dinge

1.1 Ist Gottesdienst notwendig? Und warum gibt es überhaupt Kult? Ansichten zur Frage des Notwendigen

Wer ihn gern aufsucht, fragt sich das nicht, und wer nicht hingeht, auch nicht. Und doch kann sich die Kirche diese Frage vorhalten – gewissermaßen als Denkprobe.

Gottesdienst ist nicht notwendig.

Wenn wir versuchen, Jesus Christus zu verstehen, dann merken wir: Er ist kein Kultbeamter, er fordert auch keinen Gottesdienst, schon gar nicht eine bestimmte Sorte. Er sagt: »Tut dies zu meinem Gedächtnis.« Er sagt: »Geht hin und tauft. Vergebt Sünden, heilt, geht zu zweit ohne Gepäck. Wenn ihr nicht ankommt, geht weiter.« Das wirkt alles sehr ambulant. Wir in Nordeuropa sind stationäre Menschen mit Ziegelsteinen und Ordnung. Aber das trägt. Die neue Ambulanz ist uns abverlangt. Gesellschaftliche und kirchliche Konstrukte schwimmen und kaum jemand kommt heute mit dem einmal Erlernten bis zur Rente.

Der Geist, in dem Jesus spricht, ist derselbe Geist, der ihm auch eingibt, seine eigene Lebensgestalt herzugeben, wenn es der Liebe dient. Das tut er. Er besteht nicht auf sich. Er sagt im Abendmahl: »Es muss mich nicht geben, weil es mich gibt. Ich bin, indem ich mich hergebe.« Paulus wird das später aufnehmen mit dem Hinweis auf ein Handeln, das tut, als täte es nicht. Das immer um die Vorläufigkeit seiner eigenen Gestalt und bei aller Zielorientierung weiß: Es könnte auch anders und vielleicht besser gehen ohne mich. Denn Gott führt, nicht ich. Insofern ist Gottesdienst in einer bestimmten Form nicht notwendig. Er kann im freien Geist Gottes je neu erfunden werden.

Gleichzeitig wohnt der Geist auch in der Geschichte und ihren Traditionen. Wir können und müssen nicht alles erfinden. Tote leihen uns Sprache für Erfahrung. Geist kommt aus der Vergangenheit zu uns und hat dort gültige

Formen gefunden. Aber eben keine für die Ewigkeit, wie wir immer hoffen. Die lebendige Glut, die Kernaussage einer Form müssen wir immer neu ermitteln, damit lebt, was wir tun.

Wir können auch bedenken, dass Jesus all diese Anweisungen als junger Mann gesprochen hat, als 30-Jähriger. Da lebt man entschiedener, holzschnitt-haft – jugendbewegt. Menschen werden heute älter, sie sind mehrheitlich weder so entschieden wie Jesus noch so wild. Wer heute die 40 passiert hat, lebt mehr von Wiederholungen als Jesus – und das hat auch sein Recht. Dazu schweigt das gesamte Evangelium. Wir sind gewissermaßen schutzlos den Schroffheiten des Nazareners ausgesetzt. Die Institution hat versucht, diesen Geist wie Wein auf Flaschen zu ziehen und dadurch genießbar zu machen – um den Preis der Verwässerung und des Verrats, aber auch brauchbar für ein ganzes Leben. Wenn sie wackelt, kommt jede Rede Jesu unvermittelt auf uns nieder – oder gar nicht mehr.

Gottesdienst wäre in der »Geistesgegenwart in allen Herzen« entbehrlich.

Wenn das Reich Gottes unter uns ist, brauchen wir keine bestimmten Formen, die behaupten, hier oder da sei nun das Reich erreicht. Der Geist Jesu Christi setzt auf Geistesgegenwart zwischen allen Formen und auf den Moment. Das »fleischerne Herz« wäre uns eingesetzt nach der Menschheitsverhärtung und ihrem Zusammenbruch am Karfreitag. Es gäbe uns je neu ein, was zu tun ist. Das wäre der lebendige Gottesdienst.

Weil wir das nicht schaffen, gestalten wir besondere Räume, die inszenieren, wie es aussähe, wenn wir alle ein »fleischerne Herz« (und kein »steinernes«) hätten: Dann folgen Gesänge, Lob, Achtsamkeit, Durchdringung mit Geist, Nahrung für alle, Gleichheit der Geschlechter usw. (so stellen wir es uns vor). Das wäre die Lebensrichtung des Gottesdienstes: eigene Wandlung und Weltwandel. Wir sprechen von Gott und beten so lange, »bis du kommst in Herrlichkeit«, also bis wir an unseren Vorgärten und Handelsbeziehungen erkennen, dass wir Kinder Gottes sind.

Das ist zunächst kein Marsch durch die Institutionen, sondern vorbildlich machtlos, geistreich zweckfrei und aus dem Augenblick der Liebe gespeist. Das Dasein am heiligen Ort selbst verwandelt die Anwesenden. Das ist verheißsen.

Wir bräuchten das nicht üben, wenn wir alle Orte als heilig, das heißt, durchlässig auf Gott hin verstünden. Dann käme es uns im Moment, was zu tun ist. Aber wir sind schwach, unsere Augen sind gehalten, obwohl er neben uns steht, und so gehen wir wieder und wieder in die Kirche, um uns zu erinnern, wie das andere Leben ging. Und lassen uns – selbst in schwa-

chen Gestaltungen – an ein paar alte Grundrisse der Würde erinnern. Reste meiner Herkunft aus dem Nichts steigen aus Gräbern unter der Kirche auf – zusammen mit Gottes Wort »Es werde Licht« (1. Mose 1,3). Die Testamente der Vergangenen in meinem Mund, nachgeplappert, schmecken nach »Anschluss« an etwas Großes. Das übermäßige Gehäuse, das so tut, als könne es fassen, was flüchtig ist: Geistes Gegenwart. Das groß genug ist, mich samt meiner Krone aufzunehmen.

Dieser Zusammenhang zum Heiligen Geist im Normalen ist uns zerfallen oder noch gar nicht aufgegangen. Daher behaupten wir auch fast ängstlich beschwörend im »Sonderraum Kirche«, wie nah Gott uns doch sei. Das ist er vielleicht im Moment gar nicht. Es könnte sein, dass wir im Dunkeln singen, weil wir ahnen, wie fern uns Gott geworden ist – auch denen, die ihn immer im Munde führen. Vielleicht ist er auch längst schon anonym in unsere Knochen eingezogen, hätte Menschengestalt angenommen und wir merken es gar nicht. Starren auf Tabernakel und geweihte Hände, auf die nicht enden wollende Rede, die alles und jedes zurechterklären will.

Jedenfalls sind viele unsicher. So wird dann entweder alles maßlos wichtig, was an der heiligen Inszenierung ästhetisch ist, oder ist gebannt von der »neuen Lebendigkeit«, die wie eine Show religiös Menschen bespaßt. Oder es muss alles sein wie immer und in Ewigkeit, weil das Korsett uns am Leben hält, nicht der Atem darin. Das sind Symptome der Angst.

Aber fast jede Form ist möglich und kann den Geist bergen – nur unter dem paulinischen »haben, als hätte man nicht«, vielleicht auch vor dem Horizont des ersten Gebots »Mach dir kein Bild!« – im Sinn von »Mach dir kein endgültiges Bild!«

Gemeinschaften wie kleine Orden in Wohn- und Arbeitsgebieten, die einen konkreten Auftrag in ihrer Umgebung wahrnehmen, z. B. sie zu wandeln und in Beziehung zu sein mit den Menschen, haben als Gegengewicht schlichte und von innen belebte Liturgien für ihren Rückzug an die Quelle. Ihr Gottesdienst ist zwecklos, er steht als Kontrapunkt dem Tun, der Diakonie, gegenüber. Diese Pole beleben einander. Das kennen Gemeinden nicht in dieser Ausprägung. Sie verhalten sich oft wie ein Club und der Gottesdienst gerät zu einer kulturellen Veranstaltung ohne Widerpart im tätigen Leben. Aber das Beten und das Tun des Gerechten gehören zusammen, sonst verkommt Gottesdienst unter der Hand zu entbehrlichem Kulturgut.

Wenn wir also fragen, was unbedingt wichtig ist für die Kirche in Zukunft, dann müssen wir ehrlicherwise sagen: dass sie sich entbehrlich macht, indem sie der Welt sich zu dem wandeln hilft, was sie ist: Reich Gottes. Das betrifft auch den Gottesdienst.

Gottesdienst ist, was er ist – sagt die Liebe.

Da wir das nicht erleben werden (aber wer weiß ...), sollen wir im Vorläufigen feiern, lieben und arbeiten. Immer eingedenk der Halbheit. Die Ganzheit der Gegenwart Gottes bräuchte keine Kirchen. Gott wohnt dann in allem. Das tut er sowieso schon, aber wir merken es nicht.

Das hat Konsequenzen für Gottesdienstgestaltung. Wissen wir z. B., wie viele Kräfte (unnützlich) gebunden werden durch die Behauptung, der Zehn-Uhr-Sonntagsgottesdienst sei die Mitte der Dinge? Kräfte, die vielleicht gebraucht würden für den kasualen Gottesdienst, die Sonderform, die Mischkulturen aus Lebenshilfe und Gottesdienst, all die wilden Pflänzchen, die im Moment entstehen.

Im Moment dürfen die Sonderlinge ja nur experimentieren, weil das Bollwerk »Hauptgottesdienst« noch tapfer, wenngleich manchmal leblos verteidigt wird. Aber was entstünde, wenn man das ganze Feld freigäbe? Wenn Gemeinden und Gottesdienste wüchsen und so heißen dürften, wo immer sie es wollen? Das ist längst Praxis. Überall bilden sich Sondergemeinden mit eigenen Formen um bestimmte Menschen, um eine Institution oder eine Idee herum. Wenn eine Bürgerinitiative von Pastor*innen kultisch begleitet würde, was entstünden dann für Liturgien? Das erfahren wir kaum, weil die Kraft nicht reicht, diese Orte aufzusuchen; sie ist gebunden im eigenen – oft leeren – Haus. Wo der Sonntagsgottesdienst lebt, da soll er leben, nichts ist schöner als eine intakte Wiederholung der alten Wahrheiten. Aber wie viel Leerlauf produzieren wir aus Angst vor Alternativen oder aus Angst, die letzten Treuen zu verlieren?

Wir begleiten Menschen vielleicht bald ambulanter und näher als früher. Daher brauchen wir auch kleine liturgische Formen, alltagstauglich, direkt, eingewoben ins Vorfindliche. Dann glaube ich auch an unsere Bedeutung für Menschen. Dann sind Kirche und Gottesdienst vorübergehend unentbehrlich.

1.2 Gottesdienst, Lage und Zukunft – Neuzeit-Spiritualität trifft Tradition

Es ist nicht auszuschließen, dass auch jetzt schon die tapferen Leute, die immer noch in die Kirche kommen, dass diese Leute sich ihren Reim machen, ohne dass man etwas merkt. Heimlich reiten sie durchs Weltall, während die Bänke knarzen. Rüdi zum Beispiel.

Rüdi ist gekommen. Sie nimmt einen Weg über den Friedhof, wo Papa liegt und immer noch seufzt – nur sonntags lacht er. Sie ist vorbei an

der Nachbarin Elsa, die im Treppenhaus wacht und den Rädern die Luft abdrückt, wenn sie da zu lange stehen. Sie ist vorbei an Marguerita, die ins Haus gezogen ist, wer weiß woher. Nachts hört man das Trappeln ihrer nackten Füße im Takt.

»Das Wasser sammle sich an bestimmte Orte!« (1. Mose 1,9) – So sagt der Mythos vom Entstehen der Welt. Und das Wasser sammelt sich gehorsam, wie Gott es anordnet. Dieses Weltbild will das Kindsgemüt in uns beruhigen. Aber es entgleitet immer wieder in der Konfrontation mit der Realität und ihren Überschwemmungen aller Art. Deshalb gibt es solche Mythen wie die Sieben-Tage-Schöpfung als inneres Gegengewicht.

Das Wasser verteilt sich real ungehorsam, wie es selbst will (und kann). Es dringt durch Ritzen, reißt Pflanzen vom Ufer weg, überspült ganze Landstriche. Manchmal verschwindet es auch. Dabei geht manches unter, und wenn es sich zurückzieht oder wiederkommt, wächst vielleicht etwas Neues an den Orten der Brache – oder auch nicht.

Es scheint, als ginge der Geist Gottes ähnliche Wege. Als fließe er, wo er will. Es sieht so aus, als sammle er sich nicht mehr gehorsam in den Gefäßen der Kirche, die ihm Tempel, Parochien, Pro-Kopf-Zuweisungen, Glaubensbeamte und Sprechakte bereitstellt. Er macht einfach, was er will – oder was eben geht. »Läuft über« im Doppelsinn des Wortes. Nistet sich in Yoga-Studios ein. Das Interesse vieler Leute an Transzendenz bahnt sich Wege im Unterholz, zwischen den Kirchen. Es lässt sich nicht mehr einfach frontal in Sitzreihen belehren – oder wenn, dann nur auf ausdrückliche Nachfrage.

Wie viel Gottesgeist mag im wilden Finden der Leute liegen? Der wird ja nicht weniger, so wie auch das Wasser auf der Erde nicht weniger wird. Er findet nur andere Orte. Er gebärdet sich ungebührlich, nicht (mehr) so, wie das wohlgenährte Dorfgemüt der Kirche glaubt: in ihren Reihen und möglichst gezähmt. Da auch, aber eben auch überall anders.

So erscheint manchen der Bedeutungsschwund der Kirche wie ein Abbruch und ist doch vielleicht nur ein Wandel desselben Geistes hinein in eine zunächst disparate Formenvielfalt. Hochindividualisierte Menschen suchen ihre heiligen Orte selbst. Sie irren zunächst geistlich – wie alle Halbstarke – umher, wenn die scheinbar sicheren Weisheiten fragwürdig werden.

Christ*innen haben selbst viel dazu getan, dass Menschen sich göttlich selbstbestimmt fühlen. Wer behauptet, Gott erscheine auf einem Gesicht, darf sich nicht wundern, wenn die Leute das über die Jahrhunderte allmählich ernst

nehmen. Sie fühlen sich immer göttlicher. Sie sind jetzt kleine Schöpfer ihrer Welten. Niemand will sich jetzt fraglos von Kollektiven vorschreiben lassen, was er*sie zu glauben habe. Man weiß irgendwie selbst auch Bescheid. Kirchliche Mitarbeitende sind da besonders sperrig.

Gleichzeitig sehnen sich viele ambivalent nach dem alten, autoritativen Wort. Aber wenn es kommt, mag man es nicht hören, doch hören und wieder nicht hören. Das auszuhalten, ist für kirchliche Menschen mühsam. Aber so ist Pubertät, das heißt Emanzipation heraus aus den riesigen Kollektiven Staat, Kirche, Partei.

Schaut man hypnotisiert auf die vielen, die der Kirche den Rücken kehren, wird einem bang. Wer sich selbst zuschaut, merkt gleichzeitig, wie marginal das Christliche allein im eigenen Leben vorkommt. Wäre ich mit meiner Biografie Abbild der Kirche – wie viel Prozent meines geistigen, sozialen und moralischen Lebens wären verfasst und verbindlich christlich?

Wer aufs Ganze (z. B. im Internet) schaut, kann ahnen, wie viele spirituelle Themen durch die Foren und Formen geistern. Ganz zu schweigen von den Menschen anderen Glaubens, die in Europa leben (werden). Aber für diese Felder haben kirchliche Leute fast nichts gelernt. Ihre Theologie bzw. deren Vermittlungsmethodik hat sich vorwiegend auf Eingeweihte konzentriert. Allein deshalb wirken andere Strömungen schon bedrohlich: Sie sprechen nicht die kirchliche Sprache. Es ist zu ahnen, dass sie in ihrer Sprache Wesentliches meinen, aber Kirchliche verstehen sie nicht und können kaum mitreden. Oder nur korrigierend und belehrend. Aber das wollen die anderen nicht.

So stehen Berufsgläubige oft da wie vor einer Monokultur, die vom Wurm befallen ist. Sie können nur eine einzige Ackerform und so schnell lernt man keine andere. Das macht Angst, denn die Legitimation wackelt, wenn immer weniger Leute kirchliche Traditionen teilen.

Gleichzeitig wächst viel Spirituelles, das Mut machen könnte – hätte man nur emotionalen und intellektuellen Zugang. Dazu der schlechte Geruch aus den Jahrhunderten, in denen Kirche bis in die Betten hineinregieren wollte. Den müssen die Folgegenerationen austreiben und das dauert länger als ein Menschenleben.

Schauen wir etwas genauer hin auf das *Feld des Ritus*. Der ist ja nicht vom Tisch. Im Gegenteil, die Zahl der Ritualberater*innen wächst, je schärfer der Wind des fluiden und selbst zusammengesetzten Lebens Menschen beglückt und an ihren Nerven zerrt.

Am selben Ort und in der festen Zeit ist ein aparter Anachronismus, während andere gesellschaftliche Vollzüge fließender werden. Ortsmarken werden

sekundär, Arbeitsplätze liquide, Reisen bzw. Pendeln ist für viele Dauerzustand, Lernwege sind nicht mehr linear. Das gilt inzwischen auch fürs Dorf. Da muss man geistlich erst einmal mit- oder gegenhalten.

Das haben Kirchliche schon ganz gut begriffen. Sie leisten als integrale Personen unermüdlich innere Umbauarbeiten, auch an sich selbst, bis an den Rand der Erschöpfung. Da gelingt etwas. Aber prägende kirchliche Verfassungen stammen noch aus dem 18. und 19. Jh. und können die neuen Strömungen nicht mehr fassen. Ist das verwunderlich?

Was folgt? Erster Ausblick

Christ*innen sind selbst Kinder beider Welten, der stabilen wie der mobilen. Sie haben viel geschafft auf diesem Weg der Mobilisierung. Sie fügen sich in die Systeme der Leute, wissen ganz gut, wie sie ticken. Sie haben sich eingelassen auf projekthafte Unternehmen, die auf Zeit Menschen binden. Das ist nicht wenig und in der Kürze der Zeit eine echte Leistung. 30 Jahre lang gibt es als Symbol für Vielfalt das Internet, das die Möglichkeiten ins Unendliche treibt.

Wir sind aber auch endliche Wesen; das meiste in unserem Leben ist vorgegeben. Wir tragen einen kleinen Beitrag zum Ganzen bei und verschwinden wieder. Das ist keine Schande. Nicht Jesus wäre unser Vorbild, selbst der wacklige Petrus nicht, sondern allenfalls der Ersatzjünger, der statt Judas eine Weile schulterzuckend mit- und dann abgeht. Eher noch Zachäus, der von Weitem erst mal nur gucken will, bevor es wirklich ernst wird. Schauten wir auf unsere marginale Rolle im Weltgeschehen – wie viel leichter und salziger wäre Glauben?

Parochie ist ein wichtiges Modell, aber nicht mehr flächendeckend darstellbar. Dagegen helfen auch keine »Zentren«, jedenfalls keine, die damit einfach nur »Groß-Gemeinde« meinen. Orte und Landstriche werden kirchlich verwaisten. Wir sind Zeugen eines historischen und nicht reversiblen Sinkflugs der verfassten Kirche. Das ist keine Schwarzseherei, das ist längst so.

Die meisten jetzt entstehenden Verwaltungseinheiten wollen weiter möglichst lückenlos Parochie spielen. Aber das ist das alte Denken mit neuem Etikett – auf Kosten des Personals. Wir werden, müssen und dürfen auf Lücke arbeiten. Wir sind an der Stelle, wo wir leben, mit den Kräften da, die wir haben. Mehr haben wir nicht. Wer weiß, was uns für kreative Kräfte zuwachsen, wenn wir das kirchlich-imperiale Gehabe lockern?

Noch einmal: *Wir sind Zeug*innen und Profiteur*innen, Leidtragende und Betreiber*innen vom Ende der Großinstitution Kirche nach 1600 Jahren.* Jedenfalls in Europa. Es gibt für sie keinen »monarchischen« Stand mehr, wie ihn ein Papst oder Bischof für das Kindsgemüt mit Lust auf Autoritäten noch versuchte,

abzubilden. Was Relevanz behauptet, muss sie jetzt belegen und bewerben. Kirche hat keine Lufthoheit mehr über den Glauben, nicht einmal mehr über den christlichen. Vielleicht hat sie den Stand einer Abgeordneten im Parlament zwischen 200 anderen. Sie darf ernsthaft-vergnügt mitspielen. Sie weiß, wie man scheitert und befreit lieben, sterben und leben kann. Das ist eine ganze Menge und das wird auch angefragt werden. Aber als Beratung, nicht als Doktrin. Sie muss sich Koalitionen suchen. Oft ist sie nur noch geduldet und gleichzeitig belächelt, aber auch archaisch interessant, wenn sie kantig, ausdrücklich und nicht ängstlich auftritt.

Was folgt? Zweiter Ausblick

Christ*innen wären frei, *marginal* zu wirken – endlich! Exemplarisch schöne und geistliche Dinge wären zu tun, anstatt alle Kräfte aufzubreuchen, um hauptberuflich Besitzstände zu sichern.

Christ*innen wären frei zu neuen Gemeindeformen. Sie verbinden Menschen über eine Idee, über eine Gruppe aus spirituell vertieften Leuten (siehe Hafencity Hamburg – ökumenische Wohn-Kommunität »Brücke«), die leben, was sie glauben, und Magnet werden in der Region. Im grünen und im Esoterik-Bereich gibt es das längst. Graswurzel-Geist, aber mit der ganzen Erfahrung der 68er-Generation, die die Wege durch die Instanzen gelernt hat. Ausgestattet mit spannenden Traditionen in Sachen Todes- und Lebensbewältigung.

Neben dem virtuellen Treiben wird es eine neue Sehnsucht nach realen und menschlich überschaubaren sozialen Räumen geben. Sofern sich Gemeinden nicht nur als räumliche Parochien mit definierten Grenzen verstehen, nicht nur »Gnadenblase« oder »Wagenburg« inmitten feindlicher Welten, sondern als Keimzellen und Makler*innen für Koalitionen, können sie Träger*innen einer aufregenden sozialen Bewegung werden. Eine tolle Zeit kann anbrechen.

Christ*innen wären frei für *neue Koalitionen* mit anderen Sinnsucher*innen. Dafür könnten und müssten Kirchliche eine Sprache lernen, die für andere kompatibel wird. In der systematischen und exegetischen Theologie ist das kaum Thema. Aber es entstehen Lehrgänge für kirchliche Verkündigungssprache im Umgang mit Konfessionslosen und Kirchenfernen. Pastorkollegs werden selbstverständlich in die neue Sprache einsteigen, denn sie wird zum Alltag der Bediensteten gehören.

Christ*innen wären frei für *neue Rituale* an alten Orten und alten Ritualen an neuen Orten. Frauen kämen, die eine kleine Handlung wünschen, die ihnen hilft, ihren Kinderwunsch zu begraben. Kinder kämen, weil sie wegziehen müssen und sich von ihren Freunden trennen. Jemand braucht einen Segen fürs

Examen. Kirche wäre ein Ort des Vertrauens, man käme hinein und erhielte Fassungen fürs fragende Gemüt.

Christ*innen wären frei in der *Etatplanung*: Ein wesentlicher Teil des Haushalts würde z. B. frei ausgeschrieben für Initiativen mit christlichem Bezug. Dann würden Geldverwaltende zuschauen, was entsteht. Sie würden nicht nervös, sondern blieben dran, dächten mit, damit es gedeiht. Das wäre ein mutiger Akt jenseits der angstvollen Pfründesicherung und ein aufregendes Zeichen im Land der Besitzstandswahrer und Anspruchsverfechter.

Ereignis und Wiederholung

Kirchliche Leute haben Anteil an einer gesellschaftlichen Doppelentwicklung: Einerseits gilt die *Eventisierung*, die Lust an der Erfahrbarkeit der großen Dinge »jetzt sofort«. Das große Gefühl, das Fest für alle, die ihr Leben auskosten wollen und nicht warten mögen. Recht haben sie, denn wir sind nur kurz hier und der Abend ist lang zum Feiern. Andererseits entstehen überall kleine asketische Gruppen von Therapie-, Atem-, Yoga, Bewegungs- und Betwilligen. Sie gehen in langatmiger *Einübung* der Selbstoptimierung, aber auch dem Geheimnis der Vertiefung nach, das sich nur auf der Langstrecke zeigt. In dieser Zone liegt der traditionelle Sonntagsgottesdienst. Von Haus aus ist er kein Event, sondern Übung.

Pastor*innen tragen selbst beide Strömungen in sich.

Wöchentlicher Gottesdienst wird betrieben von monastisch inspirierten Leuten. Wer sonst übt etwas wöchentlich religiös, vielleicht sogar täglich? Pastor*innen kommen ja selbst kaum der mönchischen Taktung nach, die uns das Kirchenjahr, die Sonntagspflicht, die Empfehlung zum eigenen Gebet nahelegen. Warum sollen dann die Leute das plötzlich tun, die doch viel weniger bewandert sind in Sachen geistlicher Stetigkeit?

Aber wer weiß – vielleicht ist das eines Tages neu interessant. Allein deshalb soll es diese etwas entlegene, spröde Übungsform mit kleinem Sprechakt ruhig dauerhaft geben. Diese Übungsstunde für Tänzer*innen mit Silberadel, der Anfänger*innen staunend und kopfschüttelnd zuschauen. Sie wird nie zwingend alle beglücken und nicht überall, sondern nur die Geübten und Trainingswilligen.

Was folgt? Dritter Ausblick

Elementarisierung der Gottesdienstkultur über *missionarische Formen*, z. B. die des »Zweiten Programms Gottesdienst«, die keine Vorkenntnisse erfordern. Dort »erfinden« Interessierte – in der Regel zusammen mit Kirchlichen – den Gottesdienst neu, bereiten das vor und zelebrieren es miteinander. Das läuft bereits

mit Erfolg an vielen Orten im deutschsprachigen Raum an zigtausend Plätzen. Wer daraus den neuen Standard ableiten will, dem nun bis in Ewigkeit alle folgen müssten, missversteht die Logik von Aufbrüchen. Solche Modelle halten drei bis sieben Jahre, manchmal länger. Aber auf dem Weg bahnen sich meist neue Wege. Es ist, als begänne die Kirchengeschichte im Kleinen noch einmal neu mit dem Zauber des Anfangs, den Mühen der Ebene, den Abschieden, der Regeneration, der Verstetigung. So buchstabiert sich das Christliche in Versuch und Irrtum neu.

Solche Gottesdienste wecken »Schläfer*innen«, also kirchlich Gewogene, keine Kirchenfernen. Diese Menschen im kirchlichen Standby-Modus kommen nicht am Normalsonntag, denn sie wollen ja das Besondere. Sie wollen eigentlich von Neuem lernen und nicht Eingeschworenen bei deren Pirouetten zusehen.

Also werden Verantwortliche in verdaulichen Themen und Häppchen bei ihrer Vermittlung von vorn anfangen mit dem Glauben. Wem das Elementare zu wenig akademisch ist, muss sehen, wo er oder sie bleibt – vermutlich in der (Klein)Stadt.

Die *Musik* und das *Singen* sind bei all diesen Versuchen spielentscheidend. Professionelle Orgelspieler*innen und Kantor*innen lernen dann vielleicht von freien Singanleiter*innen, wie faszinierend Singen ohne Noten sein kann. Protagonist*innen kirchlicher Populärmusik sind inzwischen des Titels »Kirchenmusikdirektor« würdig. Bands ziehen Fans in den Gottesdienst.

Das Bekenntnis als Zeugnis wird zum missionarischen Gottesdienst gehören. Wer als Christ*in darüber die Nase rümpft, sollte sich klar machen, wie er oder sie selbst dazugekommen ist. Welche Art von Zeugnis hat überzeugt? Man muss nicht schreien und mit den Armen fuchteln, wenn man zeigt, was man liebt. »Lebe so, dass man dich fragt« kann auch eine Devise sein.

Die Volkskirche hat das kleingeredet und diese Disziplin den Freikirchen überlassen. Im Neuland des Suchens und Findens werden überzeugte und überzeugende Menschen eine wichtige Rolle spielen – auch im Gottesdienst. Kaum ein TV-Gottesdienst lässt die Gelegenheit für persönliche Glaubensrede aus. Menschen mögen überzeugte Leute, egal, ob sie zustimmen oder ablehnen.

Systematischer Unterricht für die Kleinen aus Kindergarten und Kindergottesdienst schafft narrative Grundlagen, damit in den Folgegenerationen ein bisschen Ahnung ums Christentum (über)lebt. Die ostdeutsche »Christenlehre« war solch ein Überwinterungsprogramm. Kinder lieben Geschichten. Rituelle Fantasie fügt sie ein in Abläufe und Räume, von denen sie vielleicht ein Leben lang zehren. Ein Teil der Eltern wird mitlernen.

Wer enttäuscht ist, dass die Kleinen oder die Jugendlichen groß werden und wegziehen, missversteht die Logik von Mission: Wie viele sind hereingeschnit in die eigene Kirche, die woanders inspiriert wurden? Alle leben inzwischen an